

Über dieses Buch:

Als Karen von einem Händler in Mali eine Perlenkette für ihre Tochter kauft, ahnt sie nicht, welch ein Abenteuer sie auslöst. Jede der Perlen ist anders – und jede scheint ein Geheimnis in sich zu bergen. Mit der Hilfe von Freunden macht sich Karen auf die Suche nach Antworten: Da ist die blaue Glasperle aus Böhmen, wertvoller als ein Menschenleben; die Sternenperle aus Murano, für einen König gefertigt; die Perle aus einer Kaurischnecke, einst eine mächtige Währung ... Je mehr Geschichten Karen hört, desto faszinierter ist sie von Afrika, seiner wechsellvollen Geschichte und bunten Kultur. Doch sie ist nicht die Einzige, die den Wert der Kette kennt ...

Perlen, die die Welt bedeuten und die Geschichten erzählen: von Sklaverei und Piraterie, von Leid, Magie und Liebe.

Über die Autorin:

Sigrid Heuck (1932–2014) war eine deutsche Illustratorin und Autorin. Bekannt wurde sie vor allem durch ihre gefeierten Kinder- und Jugendbücher, für die sie unter anderem mit dem Friedrich-Gerstäcker-Preis und dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet wurde.

Bei dotbooks erscheint auch:

Die Inselfucherin

eBook-Neuausgabe März 2018

Dieses Buch erschien bereits 1995 unter dem Titel *Die Perlenschnur* im Weitbrecht Verlag.

Copyright © der Originalausgabe 1995 by Weitbrecht Verlag in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart und Wien.

Copyright © der Neuausgabe 2018 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/mamita

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (sh)

ISBN 978-3-96148-148-4

und wenn sie es erlauben, würde Masha sicher auch gern mitkommen«, erwiderte Herr Ndobo.

»Masha?«

»Masha ist unsere Tochter. Sie ist ungefähr so alt wie Jessica.«

»Aber gern«, sagte Karen. »Das ist schön für Jessy.«

Im Gegensatz zu ihrer Mutter wußte Jessica nicht, ob sie sich freuen sollte, wenn Herr und Frau Ndobo ihre Tochter mitbrächten. Sie sprach zwar recht gut Französisch, aber wenn Masha ein schwatzhaftes Mädchen wäre, dann könnte das schrecklich mühsam werden. Doch sie hatte keine Möglichkeit, Einwände dagegen zu erheben, denn inzwischen hatte Karen schon mit dem Direktor ausgemacht, daß er mit seiner Familie am nächsten Abend zum Essen kommen würde.

An diesem Tag kam Thomas später nach Hause als sonst. Er erzählte von einem schweren Unfall auf der Straße nach Segou, bei dem mindestens ein Dutzend Rinder eines Viehtransportes getötet worden waren. Die Hitze hatte ihre Leiber aufgebläht wie Ballons. Es muß ein schlimmer Anblick gewesen sein. Die Straße war gesperrt, und er hatte ziemlich lange warten müssen, bis er weiterfahren durfte. »Aber das ist noch nicht alles«, sagte der Vater wütend. »Es gibt Ärger in Djenné ...«

»Djenné«, unterbrach ihn Karen. »Liegt das nicht in der Nähe von Mopti?«

Der Vater nickte. »Ja. Irgendein neunmalkluger Professor hat die Arbeiten an dem neuen Brunnen gestoppt. Warum, weiß ich nicht, und deshalb muß ich wahrscheinlich hinfahren.«

»Nimmst du uns mit?«

»Mal sehen«, sagte der Vater, der viel zu müde war, um gleich eine Entscheidung zu treffen. Karen erzählte ihm von dem Besuch im Museum und daß der Direktor so nett gewesen war, ihnen eine Perlungeschichte zu erzählen.

»Ich habe ihn und seine Frau morgen abend zum Essen eingeladen«, sagte sie. »Hoffentlich bist du damit einverstanden? Sie bringen ihre Tochter mit.«

»Aber natürlich. Ich fand sie sehr nett.«

Kapitel 5

Der nächste Tag war schwül und windstill. Der aus dem Niger aufsteigende feuchtheiße Dampf hüllte die Stadt so ein, daß die Hitze gegen Mittag für Menschen und Tiere zu einer Qual wurde. Wer es sich leisten konnte, zog sich an einen schattigen Platz zurück. Über die große Nigerbrücke stapften mit Brennholz bepäckte Kamele. Weder ihre Besitzer noch sie selbst ließen sich durch das Hupen der Lastwagenfahrer aus der Ruhe bringen. In der Innenstadt staute sich der Verkehr.

Karen und Jessica kauften für das bevorstehende Essen ein. Karen war stolz, daß sie sich in der ihr fremden Stadt schon so gut auskannte, um ihre Besorgungen ohne die Hilfe ihres Mannes zu erledigen. Beim ersten Mal war er mit ihr gegangen und hatte sie mit einigen Händlern bekannt gemacht.

»Ich kann dich nicht immer begleiten«, hatte er ihr erklärt, »meine Arbeit im Büro läßt das nicht zu.« Als sie ihn ängstlich anblickte, fügte er hinzu: »Versuch es nur! Die Leute sind äußerst freundlich.« Seitdem waren sie und Jessica allein losgezogen, und inzwischen kannten sie sich schon recht gut aus, wußten, wo es das zarteste Fleisch gab und das frischeste Gemüse.

An diesem Abend wollte sie eine Lammkeule zubereiten und dazu Reis und Gemüse sowie Melonen zum Dessert. Sie schleppten die schweren Taschen zum Auto, wobei Karen zum ersten Mal bedauerte, ihre Last nicht, wie die meisten afrikanischen Frauen, auf dem Kopf tragen zu können. Die vielen erstaunten Blicke, die ihr folgten, beachtete sie nicht, denn es war ungewöhnlich, daß eine europäische Frau ohne Chauffeur oder Hausangestellte Einkäufe machte.

Einmal, an einer Straßenecke, blieb Jessica stehen. Das war, als sie bei einem alten Mann vorbeikamen, den viele Menschen umringten. Der alte Mann redete mit ihnen in einem Dialekt, den Karen nicht verstand. Manchmal schien er die Leute etwas zu fragen, dann murmelten sie ihre Antwort in einem Chor, manchmal lachten sie auch, riefen ihm etwas zu oder ahmten seine Handbewegungen nach. Ein kleiner Junge ging mit einer alten Konservenbüchse herum, in die die Zuschauer Münzen warfen.

»Was macht der Mann, Mama?« fragte Jessica. »Vater hat mir erzählt, daß es hier noch Märchenerzähler gibt. Offensichtlich ist das einer.«

»Und so ein Märchenerzähler erzählt immer nur Märchen?« fragte Jessica, für die Märchen nur etwas waren, was man kleinen Kindern erzählte.

»Nein, ich glaube nicht. Vermutlich übermittelt er den Leuten auch Wissen oder Nachrichten aus anderen Gebieten des Landes, denn viele von ihnen können sich keine Zeitung leisten und andere, die es vielleicht könnten, haben nie lesen gelernt.«

»Gibt es keine Schulen hier?«

»Doch, natürlich, aber für viele Familien ist es wichtiger, daß ihre Kinder das Vieh hüten oder auf dem Feld mithelfen, als in die Schule zu gehen.«

Jessica überlegte, ob sie diese Kinder bedauern oder beneiden sollte, denn die Schule war ihr oft ziemlich lästig. Doch dann sah sie ein Mädchen in ihrem Alter, und das erinnerte sie an die Tochter der Ndobos, die sie am Abend kennenlernen sollte.

»Ich muß dich was fragen, Mama.«

»Was denn?«

»Diese Masha – eigentlich freue ich mich nicht besonders, daß sie mitkommt.«

»Vergiß nicht, daß ihre Mutter uns eine Perlengeschichte erzählen kann«, sagte Karen. »Und außerdem ist es eine gute Gelegenheit, einmal ein gleichaltriges afrikanisches Mädchen kennenzulernen. Das wolltest du doch, oder?«

Jessica mußte zugeben, daß das stimmte, aber Karen überlegte mit einem Mal, ob es ihr nicht ähnlich erging. Sie hatte zwar die ganze Zeit bedauert, so wenig vom Leben der Menschen hier zu wissen, aber jetzt, wo sich ihr die Gelegenheit dazu bot, hatte sie eine ihr unbekannt Scheu davor. Sie vermied es, ihre Bedenken laut auszusprechen.

Jessica half ihrer Mutter bei der Zubereitung des Abendessens. Sie putzte das Gemüse, zerteilte die Melone und deckte den Tisch auf der Terrasse. Dann legte sie die Servietten auf die Teller, stellte Windlichter auf die Brüstung, achtete darauf, daß auf den Stühlen Kissen lagen, und polierte die Weingläser blank. Kurz bevor die Gäste eintreffen sollten, zündete sie die Kerzen an und betrachtete zufrieden ihr Werk. Karen vermutete, daß die Geschäftigkeit ihrer Tochter mit der Angst vor dem Besuch des fremden kleinen Mädchens zu tun hatte, und als Jessica sie auf einmal fragte, was sie denn mit dieser Masha reden sollte, bestätigte es ihren Verdacht.

»Aber Jessy, seit wann hast du Hemmungen, dich mit einem Mädchen zu unterhalten?«

»Aber ich würde viel lieber euch zuhören. Vor allem wenn uns Frau Ndobo eine neue Perlengeschichte erzählt!«

»Und du glaubst, Masha würde das nicht interessieren?«

Diese Möglichkeit hatte Jessica überhaupt nicht in Betracht gezogen. Der Gedanke tröstete sie etwas.

Wie überall in Äquatornähe war die Dunkelheit rasch über die Stadt hereingebrochen. Als es an der Haustür läutete, verschwand Jessica in ihrem Zimmer, um nicht aufmachen zu müssen. Dabei zögerte sie das Unabwendbare nur hinaus. Sie hörte, wie Herr Ndobo ihren Eltern seine Frau und seine Tochter vorstellte: »Das ist meine Frau Therese«, sagte er, »und das meine Tochter Masha.«

»Wir freuen uns sehr, daß sie heute Abend unsere Gäste sind«, erwiderte Thomas etwas steif.

»Jessy!« rief Karen, und dann, als sie aus ihrem Zimmer kam: »Masha, das ist Jessica.«

Masha war anders, als Karen sie sich vorgestellt hatte. Sie beobachtete, daß auch Jessica überrascht war. Die kleine Afrikanerin trug Jeans und ein weißes T-Shirt, das ihre dunkle Haut vorteilhaft zur Geltung brachte. Die Haare hatte ihre Mutter in viele kleine Zöpfchen geflochten, so wie es die Frauen in Mopti gemacht hatten. Sie schien ein wenig schüchtern zu sein und hielt sich dicht neben ihrer Mutter, einer fülligen, warmherzigen Frau in einem langen afrikanischen Kattunkleid und dem dazu passenden Tuch auf dem Kopf.

»Ich habe Masha schon von der Perlenkette erzählt«, begrüßte Herr Ndobó Jessica. Wenn er gehofft hatte, mit dieser Bemerkung ein Gespräch zwischen den beiden Mädchen in Gang zu bringen, hatte er sich getäuscht, denn Masha schwieg, und Jessica fiel nichts ein, was sie sagen könnte. Aber auch Karen fühlte sich gehemmt. Sie kam sich steif vor und beobachtete ihre eigenen Bewegungen. Nach der allgemeinen Begrüßung verschwand sie mit einer Ausrede in der Küche, um nach dem Lammfleisch zu sehen. Doch ein Ruf ihres Mannes zwang sie schon bald, sich wieder ihren Gästen zu widmen.

Glücklicherweise überschwemmte die temperamentvolle Frau Ndobó ihre Gastgeber mit einer Woge aus Herzlichkeit. Mit lauten Ausrufen bewunderte sie den schönen Ausblick über den Fluß, in dem sich die Lichter der Straßenlaternen spiegelten. Die Geräusche des Tages verstummten allmählich. Sie lösten sich in einzelne Stimmen auf, in Hundegekläff, das Hupen eines Autos und das Landegeräusch eines Flugzeugs.

»Schön haben sie es hier!« sagte sie zu Thomas und fügte hinzu: »Findest du nicht auch, Masha?« Das Mädchen, das hinter seinen Eltern die Terrasse betreten hatte, nickte.

»Meine Firma hat uns dieses Haus vermittelt«, erklärte Thomas und bat seine Gäste, Platz zu nehmen. Während des Essens unterhielten sich die beiden Männer über alles mögliche: Vor Timbuktu war ein Flugzeug abgestürzt, von dem das Gerücht ging, daß es zu schwer beladen gewesen sei. Die Tuareg und noch einige andere Stämme waren unzufrieden mit der Regierung, und von Bandiagara aus sollte eine Straße ins Dogonland gebaut werden, damit die Leute nicht immer nur über Baumleitern die Felswand hochsteigen mußten, um die Märkte am Niger zu besuchen. Diese Straße sollte später bis an die Grenze von Burkina Faso weitergeführt werden. Ab und zu unterbrach Frau Ndobó das Gespräch, indem sie Einzelheiten genauer beschrieb oder von einem kleinen Erlebnis berichtete, das den Zusammenhang deutlicher machte. Sie hatte eine feste eigene Meinung, die sich nicht immer mit der ihres Mannes deckte, stellte Karen mit Befriedigung fest. Mit zunehmendem Interesse folgte sie der Unterhaltung, und es fiel ihr auf, daß Mashas Augen ständig zwischen den Gesprächspartnern hin und her wanderten. Einmal lächelte sie sogar. Doch außer »ja« und »nein« sowie »danke« und »bitte« kam kein Wort über ihre Lippen.

Nach dem Dessert servierte Karen Mokka, und erst dann kam der von Jessica so ersehnte Augenblick, da Herr Ndobó das Gespräch auf die Glasperlen lenkte. »Jessica würde gern etwas über jene Perlen erfahren, von denen du mir erzählt hast, sie hätten im Sklavenhandel eine Rolle gespielt«, sagte er zu seiner Frau.

»Eine traurige Rolle«, antwortete Frau Ndobó, und ihr Gesicht wurde ernst. »Eine sehr traurige Rolle, denn Perlen gehörten zu den Dingen, für die Menschen andere Menschen verkauften.«

»Ihr Mann sagte uns, sie hätten eine Doktorarbeit darüber geschrieben«, erklärte Karen, während sie die Teller zusammenstellte. »Können Sie uns nicht ein bißchen mehr darüber erzählen!«

Masha half Jessica beim Abräumen des Tisches, und Thomas schenkte nach.

»Also«, begann Frau Ndobó, »wenn es euch recht ist, nenne ich meine Geschichte:

Der Preis eines Menschen

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte ein Glasperlenmacher in Böhmen, der hieß Josef Pawlitschek. Immer, wenn er mit einer Kraxe voller Perlenschnüre unterwegs war, während die Strahlen der Sonne die nordböhmischen Berge mit ihrem Licht überzogen, freute er sich seines Lebens und kam sich äußerst beneidenswert vor. Er liebte seine Arbeit ebenso wie seine Frau und die drei Kinder.

Doch die Zeiten wurden für ihn und alle anderen Glasperlenmacher sehr unruhig, als sich der preußische König mit der österreichischen Kaiserin zu streiten begann. Sie kämpften um Schlesien und vergaßen dabei völlig, wie schrecklich die Menschen der betroffenen Gebiete unter ihrem Krieg litten. Wer so wie Josef Pawlitschek darauf angewiesen war, seine kostbare Ware mit einer Kraxe an ihren Bestimmungsort zu fragen, der mußte ständig damit rechnen, Räubern in die Hände zu fallen, und wenn er seinen Besitz nicht freiwillig hergab, erschlugen sie ihn. Das hatte zur Folge, daß die Bürger jedem Fremden mißtrauten, auch wenn seine Absichten meilenweit entfernt davon waren, irgend jemandem Schaden zufügen zu wollen. Oft waren das nur harmlose Mineraliensammler, die im Auftrag venezianischer Glasmanufakturen nach Edelmetallen suchten. Das Volk nannte sie Welsche, Wale, Erzmännchen oder Venediger, und die meisten Leute singen ihnen aus dem Weg. Daß sie über Zauberkräfte verfügen, erzählten sie sich, und nicht nur durch die Luft fliegen, sondern auch mit Spiegeln in die Erde blicken können, um dort Gold, Silber oder Kobalt zu entdecken.

In jener Zeit blühte in dem Land zwischen Riesengebirge und Lausitzer Bergen, zwischen Elbe und Neiße das Glasmacherhandwerk auf, denn alles, was man zur Glasherstellung brauchte, war überreichlich vorhanden. Quarzsand, Pottasche und Bleioxyd, dazu genügend Holz, um die Brennöfen zu heizen, und nicht zuletzt Menschen, denen das Gefühl für schöne Farben und Formen mit in die Wiege gelegt worden war. Genau wie die venezianischen hüteten auch die böhmischen Hüttenmeister das Geheimnis ihrer Rezepturen wie einen kostbaren Schatz. Die Väter gaben es nur an jene Söhne weiter, von denen sie wußten, daß sie es ebenso gut bewahren würden, wie sie es selbst ihr Leben lang getan hatten.

So erging es auch Josef Pawlitschek. Als sein Vater spürte, daß sich sein Leben dem Ende zuneigte, brachte er seinem Sohn bei, wie man farbige Gläser herstellt. Er zeigte ihm, daß Chromoxyd das Glas grün färbt und Kobalt blau, daß es gelb wurde, wenn er den Grundstoffen etwas Silber beigab und rubinrot mit winzigen Mengen von Gold. Dieses tiefrote Glas glich dem Rot des Granats, einem im Böhmerwald vorkommenden und sehr beliebten Halbedelstein, der für viele Arten von Schmuck verwendet wurde. Doch weil Granatsteine ziemlich teuer waren, kamen die Glasperlenmacher auf den Gedanken, ihre roten Perlen ebenso zu schleifen wie Granate, damit sich auch die weniger reichen Bürger einen kostbar aussehenden Schmuck leisten konnten.

Josef Pawlitschek hatte von seinem Vater außer der Glashütte auch noch eine Mühle